

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

## **Unsere Heimat 1956**

7 (1956)

*Unsere*

# HEIMAT

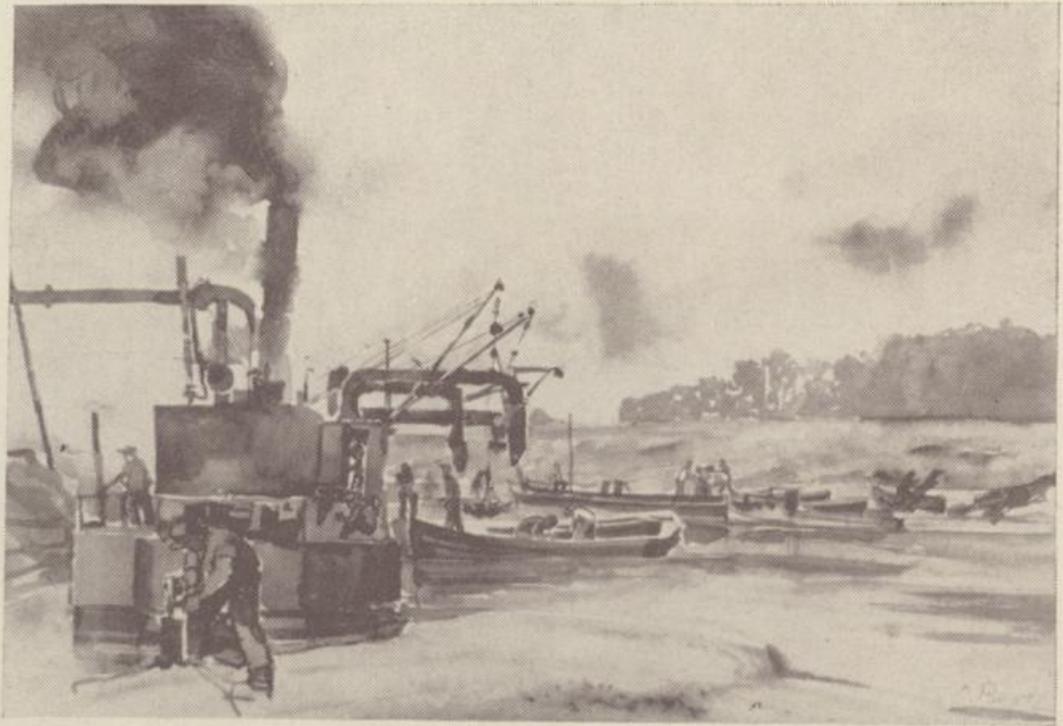
*Blätter aus der Prignitz*



2. Jahrgang

1956

7



Am Gnevsdorfer Vorfluter  
Aquarell von Prof. Otto Bertl

## Vom Stierkampf in der Prignitz

Wenn im Wonnemonat Mai die Sonne lacht und die Wiesen grün werden, dann beginnt man, das Vieh in die Koppel zu treiben. Um diesen Weideauftrieb haben sich in den einzelnen Teilen Deutschlands eigene Bräuche entwickelt; denken wir nur an den Almauftrieb der Bergbauern, der ein wahres Volksfest ist.

Auch in unserer Heimat gab es einen eigenartigen Brauch, und zwar lesen wir davon in der Dorfchronik des kleinen Prignitzdorfes Kuhblank. Die Gemeinde hielt sich vor etwa 70 Jahren eine recht zahlreiche Kuhherde, zu der auch zwei Zuchtstiere gehörten. War nun der Tag des Weideauftriebes gekommen, so ertönte am Morgen das Horn des Kuhhirten. Es rief nicht nur die beiden Zuchtstiere auf den Dorfplatz, sondern auch die ganze Einwohnerschaft. Kaum hatte man die beiden Stiere freigegeben, da gingen sie auch schon brüllend und schnaubend aufeinander los, das bewehrte Haupt gesenkt, die Augen wild rollend. Horn stieß klingend gegen Horn. Zornig schoben sich die Kämpfer hin und her, angefeuert durch das Brüllen der Kühe, die auf den Höfen warteten. Endlich war der Kampf entschieden: Einer der beiden Stiere räumte fluchtartig das Feld. Jetzt erst wurden die Hoftore geöffnet, und die Kuhherde wurde auf die Weide getrieben.

Dieser Stierkampf diente nicht nur der Belustigung der Dorfbewohner, er hatte vielmehr den nützlicheren Zweck: die Herrschaft des einen Stieres über die Herde für den ganzen Sommer zu begründen. Der besiegte Stier erkannte stets die Herrschaft des Siegers an, und somit war die natürliche Zuchtauslese und die Fortpflanzung des Kräftigsten gesichert.

Durch die Separation der Feldmark, die Aufteilung der Allmende und die Errichtung von Koppelzäunen sind nicht nur die Gemeinschaftsherden verschwunden, es verschwand auch der eine der beiden Stiere und mit ihm der Stierkampf in Kuhblank.

### Der VEB Zellstoff- und Zellwollewerke Wittenberge - ein wichtiger Faktor in der Erzeugung von Zellstoff und Zellwolle

Wenn wir uns in unserer Heimatzeitschrift mit den Geschehnissen unseres Kreises früher und heute beschäftigen wollen, dürfen wir an der Entwicklung und Bedeutung unserer Großindustrie, unserer volkseigenen Betriebe, nicht vorbeigehen.

Ein für die Stadt Wittenberge, unseren Kreis Perleberg und auch für unseren Bezirk Schwerin wichtigster volkseigener Betrieb sind die Zellstoff- und Zellwollewerke Wittenberge. Gibt er doch vielen Menschen einen Arbeitsplatz und hat für die Erzeugung wichtigster Rohstoffe für die Papier- und Textilindustrie in der DDR größte Bedeutung.

Die Werkanlagen, die auf einer Halbinsel aufgebaut sind, werden von der Karthane und der Stepenitz begrenzt. Bereits durch ihre hohen Schornsteine und gewaltigen Gebäude deuten sie von fern auf ihre Größe hin. Rund 2500 Belegschaftsmitglieder schaffen hier und stellen der Volkswirtschaft durch ihren Arbeitsfleiß wichtigste Rohstoffe zur Verfügung. Es wird Zellulose, kurz genannt Zellstoff, und Zellwolle sowie Schwefelkohlenstoff hergestellt.

Außerdem liefert die gewaltige Energieanlage viele Kilowattstunden an Elektro-Energie in das öffentliche Netz, wodurch wieder tausende Haushaltungen und Fabrikationsbetriebe Kraft, Strom und Licht erhalten.

Die Arbeitszeit ist dreischichtig, d. h., Tag und Nacht, auch an Sonn- und Feiertagen gibt es keine Unterbrechungen im Arbeitsgang, da dies durch die Technologie der Erzeugnisse bedingt ist.

Wer die Werkanlagen betrachtet, wird feststellen, daß sowohl große Holzlager- als auch Strohlagerplätze vorhanden sind, die die Grundstoffe für die Zellstoffindustrie und damit weiter für die Zellwolleerzeugung aufnehmen sollen.

Für Wittenberge war ursprünglich die Erzeugung des Zellstoffes aus Stroh (Weizen- oder Roggenstroh) vorgesehen. Erst nach dem Zusammenbruch wurde auch auf Holz zurückgegriffen.

Die Zellwollefabrik wurde 1946 demontiert, und auch große Teile der Energie- und Kraftanlagen gingen verloren.

Durch die Initiative einiger Zellwolle-Spezialisten wurde aber die Zell-

wollefabrik nach einem neu entwickelten Verfahren in dem Jahre 1947 wieder aufgebaut, so daß der eigentliche Finanzträger des Kombines neu geschaffen werden konnte.

Daß man aus Zellstoff Papier und Pappe herstellt, ist vielen bekannt; daß man aus Zellstoff auch eine Textilfaser erzeugt, die heute eine der wichtigsten Rohstoffe der Textilindustrie darstellt, ist weniger geläufig bzw. sind die Vorstellungen hierüber sehr unklar. Deshalb möchte ich in gedrängter Form etwas über die Herstellung der Zellwolle erzählen.

Zunächst wäre der Begriff, was man unter Zellwolle versteht, zu erläutern. Die Zellwolle ist eng verwandt mit der Kunstseide. Der Hauptunterschied liegt darin, daß Kunstseide endlos gesponnen und als Faden auf Spulen, Haspeln oder als Kuchen aufgespult wird. Zellwolle dagegen wird nach dem Spinnvorgang oder nach der Nachbehandlung in Stücke von gleicher Länge, sogenannte Stapel, zerschnitten. Ursprünglich wurde Zellwolle, damals Stapelfaser genannt, im ersten Weltkrieg als Ersatz für Baumwolle, für Schießbaumwolle und als Zündschnüre verwandt. Die Entwicklung dieser Faser wurde in Premnitz bei Rathenow von der damaligen Kölln-Rottweil AG, später IG-Farben, durchgeführt. Da die Stapelfaser, genau wie die Naturbaumwolle, aus Zellulose aufgebaut war, versuchte man nach Beendigung des ersten Weltkrieges sie weiter zu entwickeln, und durch rastlosen Einsatz der Chemiker und Ingenieure gelang es dann, eine gut brauchbare neue Textilfaser zu schaffen, die unter dem Namen „Vistra“ in den Handel kam.

Nach 1933 wurden zur Schaffung neuer Textilrohstoffquellen große Fabriken gebaut.

Da man für die zu produzierende Faser die Fabrikbezeichnung der IG-Farben „Vistra“ nicht benutzen konnte, wurde ein neuer Name „Zellwolle“ geprägt. Die Zellwolle soll keine Ersatzfaser für Baumwolle oder Wolle sein, sondern ist als vollwertige Textilfaser aufzufassen. Infolge ihrer Verwandtschaft mit der Baumwolle werden auch Textilien, für die früher ausschließlich Baumwolle verwendet wurde, aus Zellwolle hergestellt. Auch Zellwolle mit Eigenschaften von Wolle wird erzeugt, trotzdem Wolle (Schafwolle) als tierische Faser, die nicht auf Zellulosebasis aufgebaut ist, gewisse andere Eigenschaften aufweist, die von einer Zellulosefaser nicht restlos erreicht werden kann.

Wieweit die Zellwolle als neue Textilfaser ihre Berechtigung hat, geht daraus hervor, daß auch diejenigen Länder, die Selbsterzeuger von Baumwolle sind, Zellwollefabriken gebaut haben.

Nach den Statistiken ist die Weltbevölkerung in den letzten 50 Jahren um rund 55 Prozent gestiegen.

Der Anteil an Chemiefasern, unter die auch die Zellwolle fällt und die für die Herstellung von Textilien benötigt werden, beträgt rund 20 Prozent, davon Zellwolle 9 Prozent.

Der Bedarf an Textilfasern ist in den letzten Jahren allgemein enorm gestiegen, so daß die natürlichen Rohstoffquellen nicht allein ausreichen, um den Bedarf für die Bevölkerung zu decken.

Bevor wir zur Herstellung der Zellwolle kommen, müssen wir uns noch etwas mit dem Grundstoff Zellulose befassen. Wir müssen also bei der Zellstoff-Fabrik anfangen.

In Wittenberge wird ausschließlich Kiefernholz neben Stroh verarbeitet. Das Holz wird in Längen von 1 bis 2 m angeliefert, Stroh als Preßstrohbällen. Holz soll normalerweise  $\frac{1}{2}$ —1 Jahr lagern, um für die Weiterverarbeitung geeignet zu sein. Leider ist dies in den letzten Jahren nicht mehr möglich gewesen, da Holz sehr knapp geworden ist.

Ursprünglich verarbeitete man nur harzarme Hölzer, wie Fichte und Tanne. Hierfür wurde der Holzaufschluß nach dem sogenannten Sulfidverfahren vorgenommen. Dieses saure Aufschlußverfahren bedient sich im wesentlichen der Salze der schwefligen Säure, und zwar insbesondere des Kalziumbisulfits. Die Ausbeute an Sulfitzellstoff beträgt ca. 45—50 Prozent der eingesetzten Holzsubstanz.

Um harzreiche Hölzer aufzuschließen oder aber um Einjahrespflanzen, wie Stroh und Schilf, als Zelluloseträger zu verarbeiten, mußte ein neues Aufschlußverfahren entwickelt werden. Dies fand man in dem sogenannten alkalischen Aufschluß, wobei die Kochlauge aus Ätznatron oder Gemischen von Ätznatron und Schwefelnatrium hergestellt wird. Die Ausbeute an Natronzellstoff beträgt 35—40 Prozent des eingesetzten Holzes.

In Wittenberge arbeitet man nach dem alkalischen Aufschlußverfahren, da ursprünglich Stroh als Zelluloseträger verarbeitet werden sollte. Das Holz wird, nachdem, es von seiner Rinde befreit worden ist, in starken rotierenden Hackmaschinen zu kleinen Stücken zerhackt und in großen Druckbehältern unter Zugabe der Aufschlußflüssigkeit, der Kochlauge unter steigendem Druck gekocht. Hierbei werden die Inkrusten — das sind die Begleitstoffe des Holzes, die aus Lignin, Harzen, Fetten, Proteinen und Asche bestehen — herausgelöst und mit der Kochlauge beim Entleeren der Kocher entfernt.

Anschließend wird die Zellulose, die nun erhalten wurde, viel gewaschen, gebleicht und über eine Entwässerungsmaschine zu Rollen ausgefahren.

Beim Bleichen werden noch Restsubstanzen, die nicht Zellulose darstellen und noch vorhanden sind, herausgelöst. So vorbereitet können die Zellstoffrollen der Zellwolleproduktion zugeführt werden.

In der Zellwollefabrik werden sie nun in daumengroße Stücke gerissen, mit Natronlauge und Schwefelkohlenstoff zur Reaktion gebracht, wobei das Xanthogenat entsteht, eine gelbe, krümlige Masse, die sich anschließend mit Wasser und Lauge zu einer sirupähnlichen Flüssigkeit lösen läßt, der sogenannten „Viskose“.

In der Viskose ist die Zellulose vollkommen gelöst. Eventuelle schlecht oder ungelöste Teilchen werden mittels Filterpressen herausfiltriert. Vorhandene Luftbläschen werden durch Evakuieren entfernt, und nun kann aus der Viskose der Zellwollefaden gesponnen werden. Dies geschieht auf Spinnmaschinen, wobei Zahnradpumpen die Viskose in gleichbleibender Menge durch Düsen in ein Fällbad drücken. Das Fällbad besteht in der Hauptsache aus verdünnter Schwefelsäure, in der ein Salz, meistens ein Sulfat, gelöst ist.

Die Spindüsen sind hutförmige Blechnäpfchen, die auf der Hutplatte 1200—3600 Löcher haben. Diese Löcher besitzen einen Durchmesser von 0,08 bis 0,1 mm. Es sind also winzige haarfeine Löcher, die auf einer Kreisfläche von ca. 3 mm Durchmesser eingebohrt sind. Als Material wird bei Zellwolle meistens Tantal, bei Kunstseide Goldplatin verwendet.

Im Fällbad erstarrt die Viskose sofort zu Fäden, die dann als Faserbündel abgezogen werden.

Bei dem Ausfällen werden die in der Viskose enthaltenen Salze unter Gasentwicklung zersetzt, das Zellulosexanthogenat in Hydratzellulose und Schwefelkohlenstoff gespalten. Der entstehende Faden besteht also wieder aus Zellulose und ist im Wasser nicht mehr löslich. Eine Spinnmaschine hat bis 200 Spinnstellen, d. h. 200 Düsen, und kann täglich bis zu 10 t fertige Zellwolle erzeugen.

Die abgezogenen Faserbündel werden in gleichlange Stücke zerschnitten und auf besonderen Maschinen nachbehandelt. Anschließend wird getrocknet. Die fertige Faser soll eine Endfeuchtigkeit von 11 Prozent enthalten. Sie wird in Ballen verpackt und an die Textil-Weiterverarbeiter versandt.

Andere Zellwollefabriken arbeiten nach anderen Verfahren, die wesentlich mehr maschinellen und personellen Aufwand nötig machen, wobei die Zellulose z. B. erst mit Natronlauge behandelt wird zur sogenannten Alkalizellulose. Ist eine Reifung der Alkalizellulose notwendig, wird dies in großen Bunkern, Trommeln oder Bandapparaturen bei gleichbleibender Temperatur und hoher Feuchtigkeit vorgenommen. Die Reifezeiten betragen 24—60 Stunden.

Aus der Reifeanlage heraus wird dann die vorher beschriebene Viskoseherstellung vorgenommen.

Rein theoretisch gesehen ist also die Herstellung der Zellulose und der Zellwolle sehr einfach. In der Praxis sieht dies natürlich wesentlich komplizierter aus. Neben dem mechanischen Ablauf ist eben sehr viel Chemie im technologischen Prozeß enthalten, und dadurch können viele Fehlerquellen den Gesamtablauf hindern oder zum Scheitern bringen.

Die herausgefahrene Zellwolle muß ganz bestimmte physikalische Eigenschaften besitzen, wenn sie zu brauchbaren Textilien weiterverarbeitet werden soll. Die Störungen kommen zum Teil durch ungleichmäßige Zellu-

lose und ungleichmäßige Rohstoffe, wie Laugen, Säuren usw., so daß ein umfangreiches Kontrollsystem erforderlich ist, um den Betriebsablauf in allen Phasen in der Hand zu haben. In großen Laboratorien sind die Kollegen Tag und Nacht damit beschäftigt, laufend Analysen der Rohstoffe durchzuführen. Die Meßanlagen kontrollieren die verschiedenen Temperaturen, die Konzentrationen der Flüssigkeiten usw.

Der Verbrauch der einzelnen Rohstoffe, der Hilfsstoffe, der Energien Wasser, Dampf, Kälte, Luft, Vakuum, Kraft und Licht müssen genau erfaßt und gesteuert werden, um die größte Wirtschaftlichkeit bei einwandfreier Qualität der Erzeugnisse zu garantieren.

Eine Reihe von Nebenanlagen sind notwendig, in denen die einzelnen Chemikalien und Rohstoffe gelagert, gelöst, filtriert, entgast, aufgeheizt, regeneriert, gekühlt und gereinigt werden. Die geringste Störung in irgendeiner Abteilung wirkt sich auf den Produktionsablauf bereits empfindlich aus.

Eine mittlere Zellwollefabrik erzeugt ungefähr 30 000 kg Zellwolle pro Tag, die größeren ungefähr 60 000 kg pro Tag.

Für die Herstellung eines Anzuges werden ca.  $3\frac{1}{2}$  bis 4 kg Zellwolle benötigt, für ein Paar Strümpfe 20 bis 60 g.

Betrachtet man nun die erzeugte Tagesmenge einer Zellwollefabrik, so wird man ermessen können, welche großen Mengen an Textilien, wie Bekleidung, Unterbekleidung, Trikotage, Gardinen, Tischdecken, Bezüge, Teppiche und technische Textilgewebe, hergestellt werden können und sieht, welche ungeheure Bedeutung so eine Zellwollefabrik für den Gesamttextilsektor besitzt.

Ein weiterer Vergleich: Von einem Schaf werden im Jahr 1,5 bis 3 kg Wolle im Durchschnitt erhalten. Eine Zellwollefabrik von 30 000 kg Tageserzeugung stellt so viel Fasern her, wie ca. 20 000 Schafe in einem Jahr an Wolle liefern können.

Die Weiterentwicklung und die Verbesserung der Qualität ist ständig das Hauptziel der Chemiker und Ingenieure unserer Zellwollefabriken, und die Zellwolle wird weiterhin neben der Baumwolle und der Schafwolle, neben der neuerdings erzeugten vollsynthetischen Faser, wie Perlon, Nylon usw., ein wertvoller Textilrohstoff sein, der dazu mithelfen wird, den großen Bedarf an guten Textilien zu decken.



Foto: Alice Uecker

*Zusammenfluß von Jeetze und Rose bei Bollbrück*

HEINZ MÜLLER

## Die Bedeutung des Verkehrs für die Entwicklung der Stadt Wittenberge

Wer einmal als Besucher oder Einwohner der Stadt Wittenberge auf dem Hafendeich stand und den Pulsschlag des Verkehrs vor seinen Augen sah und spürte, wird diesen Blick immer wieder suchen, sobald sich die Gelegenheit dazu bietet. Über die Brücke rollen die Eisenbahnzüge von hüben und drüben, unter ihnen gleiten die Schleppzüge und Kähne stromauf und ab, die Kräne der Ver- und Beladeeinrichtungen des Hafens heben schier ohne Unterbrechung Lasten aus den Kähnen auf die Lagerplätze, in Eisen-

eine Linie über Neuruppin, Rheinsberg, Wittstock, Freienstein und nach Salzwedel über Tangermünde, Stendal, Gardelegen. An sogenannten Nebenposten führt dieser Verfasser von Perleberg eine Linie nach Stendal über Wilsnack und Havelberg an, Wittenberge bleibt also links liegen, und er erwähnt eine ebensolche von Lenzen nach Magdeburg. Wittenberge lag also sowohl in Bezug auf Ost—West, als auch in Bezug auf Nord—Süd Straßen in einem toten Raum.

Auf dem Gebiete des Handels und der Wirtschaft hat sich allerdings einiges ganz wesentlich geändert. Beachten wir doch einmal die oben angeführte Redewendung „befinden sich von Berlin aus . . .“. Durch das Wirken der Hohenzollern war Berlin der Magnet geworden. Die Stadt saß wie eine Spinne im Netz, zog alles an sich und beherrschte politisch und wirtschaftlich die ehemalige Mark und hielt die Fäden in der Hand. „Einrichtung einer kräftigen Landesherrschaft durch die Hohenzollern gehört mit zu den Gründen des wirtschaftlichen Niedergangs der Mark“, so lesen wir auf der Seite 351 der „Landeskunde der Provinz Brandenburg“, Bd. II. Die Hohenzollern verboten ihren Städten die Beschickung der Hansetage und versuchten, ihre kaiserlichen Zollprivilegien möglichst gewinnbringend zu nutzen. Die Folge war eine Isolierung der Mark und der Niedergang des Handels und damit der Wirtschaft der oben angeführten Städte. Betrachten wir in Bezug auf das Zollwesen besonders die Zustände auf der Elbe.

Katastrophal waren die Zustände nach dem 30jährigen Kriege geworden. Wir lesen bei Schmoller von maßlos erhöhten Elbzöllen und einem entsetzlichen Zustand der Elbe überhaupt. „Die Deichverfassung war in Auflösung, die Elbdeiche waren seit Jahrzehnten nicht repariert. Deichbrüche drohten bei jeder Anschwellung des Wassers; furchtbarste Überschwemmungen waren an der Tagesordnung; der Deichbruch von 1672 setzte ein Viertel der Altmark unter Wasser. Das Elbbett hatte sich sehr verbreitert, die Ufer waren an zahllosen Stellen unterspült, ganze Stücke Waldes mit großen Eichbäumen wurden immer wieder abgerissen; es fehlte an jedem Ufer Weg für die Knechte, welche die Schiffe aufwärts zogen. Sandbänke und Bäume sperrten in solcher Menge das Fahrwasser, daß man ohne die sogenannten Vorflößer, eine Art theuer zu bezahlender Lootsen nicht mehr fahren konnte.“ Marperger zählt in seinem „Beschreibung des unter denen größten Flüssen in Teutschland weit und Welt-berühmten Elb-Stromes“ im 18. Jahrhundert 48 Zollstellen von Dresden bis Hamburg auf. Für unsere Landschaft seien davon nur folgende genannt: Tangermünde, Wittenberge, Cumlosen, Schnakenburg, Lenzen, Dömitz, Hitzacker, Bleckede und Lauenburg. Wörtlich beklagt er sich dann über die Behinderung des Handels auf der Elbe durch die Zölle wie folgt: „Wobey noch zu mercken, (1) daß wann das beschwerliche Anlegen an das Land bey denen Zoll-Städten, und bey manchen die langsame Expedition nicht wäre,

manches Schiff von Dresden aus bis Hamburg wohl in 8 Tagen seine Reise würde vollführen können, worzu es jetzt 4 Wochen gebraucht. (2) Daß eben dieser Ursachen, der hohen Zölle wegen, schon manche Waare wohlfeiler zu Land als zu Wasser von Hamburg nach Dresden kan geschafft werden.“ Anfänglich hatte man versucht, die hohen Zölle durch den Bau größerer Schiffe und dementsprechend durch Vergrößerung der Fässer, Säcke und Packen zu umgehen oder zumindest unwirksam zu machen. Als Gegenschlag führten die Zollherren die Gewichtsverzollung ein, und nun wirkten die größeren Schiffe bei dem schlechten Zustand der Fahrinne eher hinderlich. Der Ruf nach kleineren Schiffen wurde laut; mit einem Wort, die Elbeschiffahrt war in eine Sackgasse geraten. Besonders litten unter alldem die Schiffer und ihre Knechte. Immer lauter wurden ihre Klagen, besonders darüber, daß die von den Kaufleuten gezahlten Frachten kaum zum Bezahlen der Zölle ausreichten; der Schiffer sah sich also gezwungen, im Zoll zu betrügen oder Waren zu veruntreuen und damit selbst Handel zu treiben. Er übte seinerseits wieder einen Druck auf die Knechte aus, den diese, durch die unmenschlich schwere Arbeit roh und brutal gewordenen, mit Überfall und Plünderung der Kähne beantworteten. Eine Reihe von Konferenzen der am Elbhandel beteiligten Landesherrn und freien Städte bringt durch das Unverständnis der Beteiligten keine Besserungen. Eine unrühmliche Rolle spielten dabei besonders Sachsen-Lauenburg und Mecklenburg-Schwerin. Schmoller schreibt: „Die mecklenburgische Zollverwaltung in Dömitz erscheint Jahrzehnte lang nicht viel anders als eine unter dem Deckmantel des Rechts fungierende Räuberbande, die ihren Schamlosigkeit dadurch die Krone aufsetzte, daß sie den Schiffer zuletzt mit äußerster Brutalität zwang, einen Schein zu unterschreiben, daß er gut behandelt worden sei.“

Einen Fortschritt bedeutet die Aufhebung der Binnenzölle durch Preußen 1818. Dadurch rückt gleichzeitig Wittenberge in den Mittelpunkt zollpolitischen Geschehens. 1819 wurde das Hauptzollamt nach Wittenberge — neben Mühlberg die einzige Elbzollstätte Preußens — verlegt und in die Stadt zogen 80 preußische, mecklenburgische, hannoversche und dänische (für Lauenburg) Zollbeamte ein. In Wittenberge zog mit ihnen ein reger Verkehr ein. Bis zu 150 Schiffe mußten oft an einem Tage abgefertigt werden. Ein Jahr später legte vor Wittenberge das erste Dampfschiff an. Es sollte zwar noch bis 1857 dauern, ehe der erste Schleppzug an der Stadt vorbeizog, aber schon jetzt spürte man überall einen fortschrittlichen Zug. Man wandte der Pflege der Fahrinne und der Deiche größere Aufmerksamkeit zu und um die Mitte des Jahrhunderts übernahm der Staat den Hafen von Wittenberge und ließ ihn ausbaggern. Die letzten Schlacken des Zollunwesens wurden endgültig allerdings — besonders durch den Widerstand Mecklenburgs und Anhalts — erst durch die Bundesgesetzgebung vom 11. Juni 1870 beseitigt.

Was hier mit kurzen Worten aufgezeigt wurde ist der Anfang einer Umwälzung aller bestehenden Rangordnungen unter den Städten der Prignitz, die durch das Auftreten von Industrie und Eisenbahn zur Revolution wird. Es scheint, als habe der damalige Bürgermeister Anton eine seherische Fähigkeit gehabt, als er in einem Bericht, geschrieben in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts, in überschwänglicher Weise die Bedeutung der ersten Industrieanlage, der Oelmühle, in Wittenberge für die gesamte Landschaft darstellt. In der Zeit von 1845 bis 1851 bekam Wittenberge die Eisenbahnverbindung nach Berlin und Hamburg und nach dem Bau der Elbbrücke die nach Magdeburg. Damit löste die Stadt Wittenberge Perleberg in seiner verkehrsgeographischen Bedeutung ab. Was nutzte jetzt den Perlebergern der 1838 fertiggestellte Bau der Chaussee Berlin—Hamburg mit seiner regelmäßig zweimal mit doppelter Reisegeschwindigkeit verkehrenden Post? Die Warenbeförderung per Schiene war von vornherein billiger. Entscheidend für die wirtschaftliche Bedeutung waren jetzt nicht mehr die Entfernungen schlechthin, entscheidend war lediglich die Entfernung von der nächsten Bahnstation. Orte ohne Eisenbahnverbindung mußten auf Grund der teuren Gespannfrachten im beginnenden Wirtschaftskampf des 19. Jahrhunderts von vornherein unterliegen. Das spürte ganz besonders die Landwirtschaft der Prignitz, die mit den in Berlin gebildeten Preisen durch hohe Transportkosten nicht Schritt halten konnte und verarmte. Schon die Einstellung der Postbeförderung per Straße nach dem Bau der Eisenbahnlinien brachte für Wusterhausen, Kyritz und Perleberg große Einbußen an Einnahmen. Die Versorgung der Postreisenden und die Unterhaltung der Postgespanne fiel fort. Die Verarmung des Grundbesitzes verschlechterte die Geschäftslage der Marktorte und man kam zu der Erkenntnis, daß man die Abneigung gegen Eisenbahnen nur aufrecht erhalten könnte, wenn man gewillt war, wirtschaftlichen Selbstmord zu begehen. Perleberg kam zuerst im Jahre 1881 zu dieser Erkenntnis. Wie hatten sich aber auch schon die Verhältnisse zwischen beiden Städten verschoben: 1800, Wittenberge hatte 884 und Perleberg 2500 Einwohner; 1885, Wittenberge hatte 10 800 und Perleberg 7 636 Einwohner. Wittenberge hatte zu der Zeit schon die Bedeutung eines Verkehrsknotenpunktes mit Bahnverbindungen nach Hamburg, Berlin, Magdeburg und Lüneburg erlangt. Neben der Oelmühle waren die Naylorische Tuchfabrik, eine Reihe von Speditionsfirmen, die Fett- und Oelfabrik der Gebrüder Krause und nicht zuletzt die Eisenbahnwerkstätten nach hier gekommen, und noch war kein Ende dieser stets aufwärts weisenden Entwicklung abzusehen.

Perleberg erkennt als erste Prignitzer Stadt den Nachteil, den die fehlende Eisenbahnlinie mit sich brachte. Schon 1864 und erneut 1870 versuchten daher die Perleberger, Wittstock und Pritzwalk für eine Bahnverbindung Wittenberge—Neustrelitz über die genannten Städte zu begeistern. Beide

Male scheiterten die Verhandlungen am Unverstand der angesprochenen Orte. Daher ging Perleberg nach der Einführung der sogenannten Lokalbahnen 1875/76 selbst an die Herstellung wenigstens einer Eisenbahnverbindung Perleberg—Wittenberge. Am 15. Oktober 1881 konnte diese Bahn dem Betrieb übergeben werden. Jetzt wurden auch die anderen Städte munter. Eine A. G. übernahm den Bau der Prignitzbahn und konnte sie am 1. April 1885 dem Verkehr übergeben. 1895 wurde dann der schon 1864 geforderte Anschluß bis nach Neustrelitz hergestellt.

Diesem Bemühen der Städte der Prignitz, an die so wichtig gewordene Eisenbahn Anschluß zu gewinnen, folgten in den Jahren 1896—1913 die Grundbesitzer durch den Bau der Ost- und Westprignitzer Kleinbahnen mit einer Betriebslänge von insgesamt 200 km. Auf einigen Gütern fiel jetzt das Getreide, so könnte man beinahe sagen, aus dem Dreschkasten direkt in die Eisenbahnlore. Den Nutzen hatte Wittenberge. So wurden zum Beispiel im Jahre 1937 1413 t Weizen, 12 044 t Roggen, 58 t Hafer und 182 t Milcherzeugnisse im Wittenberger Hafen verladen. Umgekehrt kamen im gleichen Jahre insgesamt 6866 t Braunkohlen, Briketts und Koks im Wittenberger Hafen an. Außerdem 14 971 t Steinkohle, 156 t Fische, 28 034 t Mais, 466 t tierische Fette und Öle, 306 t Papierwaren und 817 t Nahrungs- und Genußmittel. Sehr richtig nannte R. Gädke Wittenberge „den Nordseehafen der Mark“. Verkehrsgeographisch lag Wittenberge durch den Elbe-Lübeck-Kanal sowohl im Auswirkungsgebiet der Nordsee als auch dem der westlichen Ostsee. Elbaufwärts waren Verbindungen nach Berlin, Breslau und Stettin gegeben und über Magdeburg-Rothensee kam man durch den Mittellandkanal zum Rhein. Wittenberge war in Bezug auf günstige Verkehrslage konkurrenzlos. Elbaufwärts bot erst Magdeburg-Rothensee und elbabwärts Lauenburg ähnlich günstige Umschlagsbedingungen wie Wittenberge. Perleberg und alle anderen Städte der Prignitz waren endgültig durch den Außenseiter Wittenberge überflügelt. Wenn auch der zweite Weltkrieg und die unselige Spaltung unseres Vaterlandes vieles zerschlugen, so spüren wir doch schon wieder den Aufstieg, und wir können sagen, Wittenberge spielt wieder seine Rolle als Verkehrsknotenpunkt und Industriestadt in der Landschaft der Prignitz.

Stellen wir uns noch einmal auf den Hafendeich und beobachten das Kommen und Gehen der Eisenbahnzüge und Schlepper, sehen den Rauch wirbelnd aufsteigen aus den Schornsteinen der Werke, spüren mit einem Wort den Pulsschlag des Verkehrs und der Arbeit, und wir nehmen die Gewißheit mit uns, auch in unserer Stadt, wie überall in der Republik, wird mitgearbeitet an dem besseren und schöneren Gebäude der Zukunft.

## *Erinnerungen aus der Zeit der Gaslaternen und Petroleumlampen*

Erzählt von einem alten Wittenberger

Längst vergessen ist die Zeit, da in unserer Stadt die Versorgung mit Licht noch in primitiven Anfängen steckte. Wer erinnert sich heute noch, wie zu Großmutterns Zeiten mit einbrechender Dämmerung das Licht angezündet wurde? Gaslaternen, Petroleumlampen und Kerzen standen zu spärlicher Beleuchtung zur Verfügung. In den Straßen, Geschäften, Gaststätten sowie Haushaltungen, überall war die Beleuchtung aber auch mit viel Geduld und Ärger verbunden.

In den Straßen waren es die Gaslaternen, die längs der Baumreihen standen und noch von Menschenhand angezündet und ausgelöscht werden mußten. Im Volksmund wurden sie „die alten Funzeln“ genannt.

Wir erinnern uns noch ganz genau, wenn abends- und morgens — immer zur bestimmten Zeit — der alte Gaslaternenanzünder kam, um diese Lampen anzuzünden bzw. zu löschen. Meistens beobachteten wir ihn abends. Auf dem Rücken trug er seine Leiter und unter dem Arm den langen Anzündestab. Oft sorgten aber auch böse Buben dafür, daß der Alte wenig Freude bei seiner Arbeit fand. Entweder war mit dem Fußball der Gasstrumpf zerstört oder gar die Glasglocke zerschlagen worden. Alles Schimpfen half nichts, denn die Straßen waren damals noch ein wahrer Tummelplatz der Kinder.

Unter den alten Gaslaternen hat sich auch so manches Schauspiel zuge- tragen. Wie oft wurde eine Laterne zum letzten Halt für einen Schwere- nöter, der von einem Fackelzug träumte, um schließlich kraftlos nieder- zusinken und im Lichtschein seinen Rausch auszuschlafen. Im Lampen- schimmer warteten die längst vergessenen Pferdewagen auf ihre Kun- den. Nicht selten war der Alte hoch oben auf dem Kutschersitz eingeschlaf- en und machte sein Nickerchen, bis ihn ein Kunde weckte. Dann schnalzte er mit der Zunge, und der Gaul trabte davon. Auf der Rückfahrt gebot er dem treuen Pferd schließlich nochmals halt, um im Lampenschein die Trinkgelder zu zählen.

Als dann die ersten Automobile in Wittenberge verkehrten, suchten auch diese unsere Gaslaternen als Haltestellen auf. Oftmals gab es hier erregte Debatten, denn das Rohöl gab riesige Dampfschwaden von sich, und Staub- wolken von erheblichem Ausmaß nebelten die Straßenpassanten ein. Auch

der Hüter der Ordnung wählte gern die Straßenlaternen als Standort, von dem aus er dann für den „Vater Staat“ die Ordnungsgebühren ein-kassierte.

In den Haushaltungen war damals die Gaslampe ebenfalls das gebräuch-lichste Beleuchtungsmittel. Im Gegensatz zur Straßenlaterne waren die Anlagen für jeden einzelnen Haushalt mit einer Gasuhr versehen. Diese war häufig die Ursache für erhitzte Köpfe, denn brennen konnte man nur, wenn man gleich bezahlte. So mußte man stets einen Groschen zur Hand haben und in die Gasuhr stecken. Nach abgemessener Zeit wurde dann das Gas gespendet. Hatte man nun aber immer einen Groschen? So manches Mal kam es vor, daß der Groschen „allegebrannt“ war, das Essen stand noch auf dem Kocher, und viele hungrige Mäuler warteten ungeduldig. Die Stimmung war in solchen Momenten keinesfalls rosig, mancher leise und laute Fluch wurde ausgestoßen.

Mitunter wiesen die Geldstücke auch unterschiedliches Gewicht auf, dann mußte erst auf der Nachbarschaft die „passende Münze“ eingetauscht werden. Bereitetete so das Kochen oft Ärger und Verdruß, traten auch durch die Gaslampen Verstimmung und Unruhe bei den Familien ein. Da war es der Gasstrumpf, der einfach „streikte“. Mal war er ganz „verblökert“, mal hing er in Fetzen da. Vater zeigte sich dann besonders verärgert, und seine Feierabendstimmung war dahin. Welcher Junge erinnert sich nicht noch daran, daß Vater den „Schmachtriemen“ abschnallte und dann strafte, weil Gasstrumpf oder Zylinder ein Opfer des Spieles geworden waren. Mit lautem Geheul ging es danach frühzeitig ins Bett, während Vater seinen „Knast“ im Dunkeln rauchen mußte. Mutter bemühte sich schließlich, als Ersatz eine Petroleumlampe auf den Tisch zu stellen, die wenigstens eine matte Helligkeit spendete.

Manchmal mußten auch Kerzen das so wichtige Licht liefern, wenn sonst kein anderer Ausweg blieb. Im Flackern des Kerzenscheins wurden dann die Schularbeiten erledigt. Verschmutzte Nasenlöcher und Kopfschmerzen mußten dabei als unliebsame Begleiterscheinungen in Kauf genommen werden.

Ja — so war es vor kaum 50 Jahren.

Die Elektrizität ist uns längst zum selbstverständlichen Helfer geworden. In Industrie und Haushalt ist sie nicht mehr fortzudenken. Die Steckdose liefert uns heute Licht, Wärme und Kälte, ganz nach Wunsch. Aber die Entwicklung bleibt nicht stehen. Schon zeichnen sich am Horizont der Technik neue Möglichkeiten ab, die im guten Sinne angewandt Segen für die Menschheit bedeuten und ungeahnte Vorteile bringen können.

Sorgen wir dafür, daß die positiven Kräfte der Menschheit siegen, damit das Menschliche seinen Sinn behält, und wir unseren Enkeln einst im Frieden berichten können von uns und auch von dem alten Laternenanzünder.

## *Erinnerungen aus der Zeit der Gaslaternen und Petroleumlampen*

Erzählt von einem alten Wittenberger

Längst vergessen ist die Zeit, da in unserer Stadt die Versorgung mit Licht noch in primitiven Anfängen steckte. Wer erinnert sich heute noch, wie zu Großmutterns Zeiten mit einbrechender Dämmerung das Licht angezündet wurde? Gaslaternen, Petroleumlampen und Kerzen standen zu spärlicher Beleuchtung zur Verfügung. In den Straßen, Geschäften, Gaststätten sowie Haushaltungen, überall war die Beleuchtung aber auch mit viel Geduld und Ärger verbunden.

In den Straßen waren es die Gaslaternen, die längs der Baumreihen standen und noch von Menschenhand angezündet und ausgelöscht werden mußten. Im Volksmund wurden sie „die alten Funzeln“ genannt.

Wir erinnern uns noch ganz genau, wenn abends- und morgens — immer zur bestimmten Zeit — der alte Gaslaternenanzünder kam, um diese Lampen anzuzünden bzw. zu löschen. Meistens beobachteten wir ihn abends. Auf dem Rücken trug er seine Leiter und unter dem Arm den langen Anzündestab. Oft sorgten aber auch böse Buben dafür, daß der Alte wenig Freude bei seiner Arbeit fand. Entweder war mit dem Fußball der Gasstrumpf zerstört oder gar die Glasglocke zerschlagen worden. Alles Schimpfen half nichts, denn die Straßen waren damals noch ein wahrer Tummelplatz der Kinder.

Unter den alten Gaslaternen hat sich auch so manches Schauspiel zuge- tragen. Wie oft wurde eine Laterne zum letzten Halt für einen Schwere- nöter, der von einem Fackelzug träumte, um schließlich kraftlos nieder- zusinken und im Lichtschein seinen Rausch auszuschlafen. Im Lampen- schimmer warteten die längst vergessenen Pferdedroschken auf ihre Kun- den. Nicht selten war der Alte hoch oben auf dem Kutschersitz eingeschlaf- en und machte sein Nickerchen, bis ihn ein Kunde weckte. Dann schnalzte er mit der Zunge, und der Gaul trabte davon. Auf der Rückfahrt gebot er dem treuen Pferd schließlich nochmals halt, um im Lampenschein die Trinkgelder zu zählen.

Als dann die ersten Automobile in Wittenberge verkehrten, suchten auch diese unsere Gaslaternen als Haltestellen auf. Oftmals gab es hier erregte Debatten, denn das Rohöl gab riesige Dampfschwaden von sich, und Staub- wolken von erheblichem Ausmaß nebelten die Straßenpassanten ein. Auch

der Hüter der Ordnung wählte gern die Straßenlaternen als Standort, von dem aus er dann für den „Vater Staat“ die Ordnungsgebühren ein-kassierte.

In den Haushaltungen war damals die Gaslampe ebenfalls das gebräuch-lichste Beleuchtungsmittel. Im Gegensatz zur Straßenlaterne waren die Anlagen für jeden einzelnen Haushalt mit einer Gasuhr versehen. Diese war häufig die Ursache für erhitzte Köpfe, denn brennen konnte man nur, wenn man gleich bezahlte. So mußte man stets einen Groschen zur Hand haben und in die Gasuhr stecken. Nach abgemessener Zeit wurde dann das Gas gespendet. Hatte man nun aber immer einen Groschen? So manches Mal kam es vor, daß der Groschen „allegebrannt“ war, das Essen stand noch auf dem Kocher, und viele hungrige Mäuler warteten ungeduldig. Die Stimmung war in solchen Momenten keinesfalls rosig, mancher leise und laute Fluch wurde ausgestoßen.

Mitunter wiesen die Geldstücke auch unterschiedliches Gewicht auf, dann mußte erst auf der Nachbarschaft die „passende Münze“ eingetauscht werden. Bereitetete so das Kochen oft Ärger und Verdruß, traten auch durch die Gaslampen Verstimmung und Unruhe bei den Familien ein. Da war es der Gasstrumpf, der einfach „streckte“. Mal war er ganz „verblökert“, mal hing er in Fetzen da. Vater zeigte sich dann besonders verärgert, und seine Feierabendstimmung war dahin. Welcher Junge erinnert sich nicht noch daran, daß Vater den „Schmachtriemen“ abschnallte und dann strafte, weil Gasstrumpf oder Zylinder ein Opfer des Spieles geworden waren. Mit lautem Geheul ging es danach frühzeitig ins Bett, während Vater seinen „Knast“ im Dunkeln rauchen mußte. Mutter bemühte sich schließlich, als Ersatz eine Petroleumlampe auf den Tisch zu stellen, die wenigstens eine matte Helligkeit spendete.

Manchmal mußten auch Kerzen das so wichtige Licht liefern, wenn sonst kein anderer Ausweg blieb. Im Flackern des Kerzenscheins wurden dann die Schularbeiten erledigt. Verschmutzte Nasenlöcher und Kopfschmerzen mußten dabei als unliebsame Begleiterscheinungen in Kauf genommen werden.

Ja — so war es vor kaum 50 Jahren.

Die Elektrizität ist uns längst zum selbstverständlichen Helfer geworden. In Industrie und Haushalt ist sie nicht mehr fortzudenken. Die Steckdose liefert uns heute Licht, Wärme und Kälte, ganz nach Wunsch. Aber die Entwicklung bleibt nicht stehen. Schon zeichnen sich am Horizont der Technik neue Möglichkeiten ab, die im guten Sinne angewandt Segen für die Menschheit bedeuten und ungeahnte Vorteile bringen können.

Sorgen wir dafür, daß die positiven Kräfte der Menschheit siegen, damit das Menschliche seinen Sinn behält, und wir unseren Enkeln einst im Frieden berichten können von uns und auch von dem alten Laternenanzünder.

## Die Geschichte der Märkischen Ölwerke in Wittenberge

Zum 100jährigen Bestehen des Betriebes

Die erste und somit älteste industrielle Anlage in Wittenberge ist die Ölfabrik, welche im Jahre 1823 erbaut wurde. Gründer der Werke war die Familie Herz. Dieser Industrielle stammt aus einer Bankiersfamilie in Anhalt, er war zugleich Großaktionär der Berlin-Hamburger- und Magdeburg-Halberstädter Eisenbahn. Als solcher hatte er entscheidenden Anteil daran, daß die Eisenbahn Berlin-Hamburg über Wittenberge gelegt wurde.

Die neue Ölfabrik wurde in der Zeit gegründet, als sich auch in Deutschland der Kapitalismus zu entwickeln begann. Aus diesem Grunde hat sie auch für Wittenberge, das damals etwa 1000 Einwohner zählte, eine entscheidende Bedeutung im Aufstieg von Industrie und Gewerbe.

Die Produktionsweise der damaligen Ölwerke war denkbar primitiv. Sie arbeiteten zunächst mit Handbetrieb, dann gelangten gewöhnliche Schlegelpressen und Pferdekräfte zur Anwendung. 1827 wurden hydraulische Pressen eingeführt. In den späteren Jahren, etwa 1835, arbeiteten täglich ca. 24 Pferde, insgesamt verfügte die Ölmühle über 60 Pferde. Die Zahl der beschäftigten Arbeiter betrug 50.

Verarbeitet wurden vor allen Dingen die Erzeugnisse des Flachs-, Raps- und Rübsenbaus aus dem norddeutschen Flachlande. Hauptlieferungsgebiete waren die Prignitz, die Altmark, Mecklenburg und Holstein. Ausländische Ölsaaten kamen aus Rumänien, Indien und Rußland. Es wurden täglich rund 80 000 kg Ölsaaten gepreßt. Mit dieser Produktion war die Herz'sche Ölmühle eine der größten und bedeutendsten in Europa. Bis 1910 wurde auf die eben beschriebene Weise produziert. Die Produktion nahm folgenden Gang: Die Saat wurde gemahlen, danach wurde sie zweimal gepreßt. Eine Extraktionsanlage bestand bis zum Jahre 1940 noch nicht. Damit war die Ölmühle eine einfache Rohölpresserei. Das Ergebnis waren Rohöl und Ölkuchen. Das gewonnene Rohöl wurde vor dem ersten Weltkrieg vornehmlich zu Leucht- und Schmierzwecken verwandt, nur zeitweise als Speiseöl. Ein Teil der fertigen Öle wurde im eigenen Betrieb zu Faktis, dem Ausgangsprodukt des synthetischen Gummis, weiterverarbeitet. Die Faktisarten (weißer und brauner) dienten als Füllstoff für Gummi und Linoleum. Er wurde z. T. in die Gummiwarenfabrik der Fa. Herz in Berlin-Köpenick transportiert, z. T. wurde er an andere Fabriken weiterverkauft, die daraus Isoliermasse herstellten. Der „schwimmende Faktis“ wurde um 1914 hauptsächlich an Flugzeugfabriken geliefert. Rückstände der Presserei, die Ölkuchen, waren eine willkommene Futtergrundlage in der Viehzucht.

Während der Jahre 1838 und 1839 wurde ein Kanal von den Stepenitzwiesen bei Klein-Breese bis zum Elbhafen gegraben, um die Wasserkraft für die Ölfabrik auszunutzen. Damit wurde die bisherige Pferdekraft durch drei Wasserräder abgelöst. Eins dieser Wasserräder war imstande, 16 hydraulische Pressen in Gang zu halten.

Im Jahre 1856 zerstörte ein gewaltiges Schadenfeuer die Ölfabrik. Der Elbhafen bildete ein einziges Feuermeer durch die dorthin abfließenden brennenden Öle, so daß die im Hafen liegenden Schiffe gefährdet waren. Noch im selben Jahr, also heute vor 100 Jahren, wurde die Ölfabrik umfangreicher und neuzeitlicher wieder aufgebaut. Trotzdem blieb die Produktionsweise nach wie vor primitiv, wie sie vordem betrieben wurde. Auch das Ausladen des Saatgutes war eine nicht einfache Angelegenheit. Die Arbeiter füllten die Saat auf den Schiffen in Säcke, mußten diese über einen schmalen Bohlensteg vom Kahn aus ans Ufer tragen und in den Speichern lagern. Wenn man bedenkt, daß ein Sack durchschnittlich zwei Zentner wog, erscheint einem diese Leistung außerordentlich, und es geschah nicht selten, daß ein Arbeiter mit seiner Last ins Wasser stürzte. Die Arbeiter, welche mit dieser Arbeit beschäftigt waren, bildeten eine geschlossene Gruppe, die sogenannte Garde der Sackträger.

In der jetzigen Bad-Wilsnacker-Straße 27 war das alte Laboratorium und die Putzpomaden-Abteilung der Fabrik. Putzpomade wurde hergestellt aus Olein, einem feinem Schmirgelmittel und anderen Zusätzen. Hauptabnehmer für die Pomade, die auch schon vor der Jahrhundertwende produziert wurde, waren deutsche und ausländische Eisenbahngesellschaften. An dieser Stelle seien noch einige interessante Angaben über die Familie des Gründers und seine Nachfolger gemacht.

Der kurz vor Kriegsbeginn verstorbene Besitzer Geheimrat Herz, Enkel des Gründers, besaß vermutlich ein Gesamtvermögen im Wert von 32 Millionen Goldmark. Schulden in Höhe von 200 000 Goldmark, die sein Neffe Hans Herz gemacht hatte, bezeichnete der Geheimrat als Geringfügigkeit. Herz galt als intimer Bekannter Wilhelms II., er ritt oft mit ihm durch Berlin spazieren und machte der Kaiserin regelmäßig seine Aufwartungen. Herz war, genau genommen, nicht Alleinbesitzer, sondern er stand nur dem Familienbesitz vor. Im Rahmen dieses Familienbesitzes war die hiesige Herz'sche Ölfabrik das kleinste Unternehmen. Der Familie Herz gehörten ferner eine Gummiwarenfabrik in Berlin, eine chemische Fabrik in Bitterfeld und sehr viele Dampfmühlen im ostelbischen Gebiet.

Kurz vor seinem Tode gründete der Besitzer die „Herz'sche Stiftung“. Dazu zählten das Waisenhaus, der Wohnblock in der Müllerstraße für Betriebsangehörige und ein Legat von 200 000 Goldmark, dessen Zinsen den Angestellten seiner Aera zufließen sollten (dafür relativ niedriger Verdienst) — nach dem Tode des letzten Angestellten dieser Epoche sollte das Kapital zur Familien-GmbH zurückfließen.

Kurz vor Ausbruch des ersten Weltkrieges wurden Max Herz (Sohn des Geheimrats) und Hans Herz (Neffe des Geheimrats) Hauptaktionäre der Familien-GmbH.

Die Stärke der Belegschaft betrug nach dem ersten Weltkrieg weiterhin 70 bis 80 Mann. In den ersten Jahren der Weimarer Republik hatten die SPD und in kleinerem Umfang die USPD beachtlichen Einfluß auf die Arbeiter des Betriebes.

Das Komitee der Wittenberger Arbeiter zur Abwehr des Kapp-Putsches befand sich in der Zentralhalle. Dort fand auch die Ausgabe von Gewehren an die Arbeiter der Ölwerke statt. Die Putschisten hatten in Beuster eine größere Zentrale. Die Großbauern von Beuster und vielen anderen Orten des Kreises standen offen auf der Seite der Kappleute, zusammen mit den Gutsbesitzern.

Unter den Wittenberger Werkträgern, die als Unterhändler nach Beuster gegangen waren, befanden sich auch Arbeiter der Ölmühle. Die Verhandlungen wurden von seiten der Putschisten abgelehnt, ein Ölmühlarbeiter wurde von ihnen in die taube Elbe gejagt.

1921 organisierte ein Betriebsratsmitglied (Mitglied der KPD) einen Streik für die Erhöhung der Löhne, die bei der rasch wachsenden Inflation minimal waren. Höhere Gewerkschaftsführer erklärten den Streik als „wilden Streik“ und lehnten eine Unterstützung ab. Nur die Solidaritätsspenden der Arbeiter aus den anderen Wittenberger Betrieben ermöglichten es den Werkträgern der Ölmühle, den Streik weiterzuführen. Der Wert der Solidaritätsspenden belief sich im Durchschnitt je Arbeiter auf den Preis eines Päckchens Tabak. Als der Besitzer den Arbeitern anbot, bei verdoppeltem Lohn die Arbeit wieder aufzunehmen, kapitulierte die Mehrheit der Streikenden. Dabei ist zu beachten, daß die Erhöhung der Löhne um das Doppelte kaum ins Gewicht fiel, da während dieser Zeit bereits die Geldentwertung im Gange war. Streikbrecher wurden während dieser Zeit aus Seehausen per Bahn antransportiert. Der Betriebsrat, der den Streik organisiert hatte, wurde entlassen. — Jedoch erzwangen die Arbeiter, daß seinen Mitgliedern für ein Jahr der Lohn weitergezahlt wurde.

Im Gegensatz zum Geheimrat Herz und zum Kommerzienrat Herz, die beide typische Vertreter der sehr beweglichen deutschen Großbourgeoisie der wilhelminischen Zeit waren, zeigten sich die neuen Besitzer Max und Hans Herz als wirtschaftlich recht unfähige, träge Männer. Sie wohnten im Sommer meist in Wittenberge, in der übrigen Zeit aber in Berlin.

Politisch zeigten sie sich vor und nach der Novemberrevolution uninteressiert; ihr einziges ernsthaftes Bemühen galt der Ausgabe des ererbten Besitzes. Mit den Arbeitern und der gesamten Produktion hatten sie keinen Kontakt, dagegen mühte sich Max Herz sorgfältig um einen von ihm gegründeten Rennstall. Es ist verständlich, daß die Herz'sche Ölfabrik unter einer solchen Leitung in katastrophale Zustände geriet und bereits

bei Beginn der Weltwirtschaftskrise (1929) völlig verschuldet war. Einen gewissen finanziellen Aufschwung versprachen sich die Besitzer durch die Inbetriebnahme einer Firnisabteilung (1926). Jedoch blieben die erwarteten Erfolge aus.

1929 wurde die Familien-GmbH Herz aufgelöst. Einige ehemalige Betriebsangehörige wollen wissen, daß der letzte Anstoß für den Verkauf der Ölswerke der Verlust einer Millionenwette war, die Max Herz im Berliner Tattersaal abgeschlossen hatte.

Der Deutsch-Amerikaner Louis R o e v e r (genannt Don Roever) kaufte die finanziell sehr schlecht dastehende Fabrik auf. Auch Louis Roever leitete das Unternehmen als Familien-GmbH. Sein Bruder Heinrich Roever (Regierungsrat a. D.), seine Frau, eine geborene Kanadierin und später auch deren Söhne waren die Besitzer. Im Gegensatz zu den beiden letzten Herz'schen Besitzern stellt Roever, der ein guter Organisator war, den schlauen und gleichzeitig gerissenen Managertyp der amerikanischen Wirtschaft dar. Er hatte längere Zeit in Kanada, Mexiko und in den Vereinigten Staaten Unternehmen unterschiedlichster Art als Teilhaber oder allein besessen. Entsprechend seinen genannten Eigenschaften stellte er bald einen relativ guten Kontakt nicht nur mit den Angestellten, sondern auch mit den meisten Arbeitern des Betriebes her. Er verstand es, vornehmlich durch ein kluges Prämiensystem und durch weitere „Geldgeschenke“ an einzelne Arbeiter oder Arbeitergruppen die Ausbeutung so zu verschleiern, daß er bald in Geldsachen als nobel galt. Im Gegensatz zu den verschiedenen Vertretern der Familie Herz war Roever kein Börsenmann und sicherte sich beim Kauf von Saaten und bei den Verkaufsbedingungen für das Öl nahezu gegen jedes Risiko. Roever ließ sofort die Presserei modernisieren. In der Zeit der Krise war nur Kurzbeschäftigung im Betrieb möglich. Trotzdem erhielten die Angestellten ihr volles Gehalt. Die Arbeiter hatten dagegen große Abzüge.

Dennoch arbeitete der Betrieb 1929 bis 1934 mit Verlust. Bis 1933 war die Ware in den Lagerräumen des Betriebes fast ausnahmslos verpfändet. Obgleich die Weltwirtschaftskrise 1934 zu Ende ging, wäre die Fabrik nach Aussagen eines damals erschienenen Regierungsvertreters doch zum Konkurs gekommen, wenn nicht in diesem Jahr eine Sanierung durch die sogenannte Reichsstellenbewirtschaftung vorgenommen worden wäre. In der Zeit der Krise waren die deutschen Ölfabriken durchschnittlich nur zu 70 Prozent ausgenutzt.

Die Maßnahmen der Reichsstellenbewirtschaftung beweisen, daß der Roeversche Besitz im Interesse einer künftigen Wehrwirtschaft erhalten bleiben mußte. 1934 wurde die erste große Tankanlage gebaut.

1936 wurde mit der Herstellung von Kunstharzlacken (Gemisch von Firnis und speziellen Kunststoffen) begonnen. Im selben Jahr brannte ein Speicher aus.

1938 bis 1940 wurde die große Extraktionsanlage gebaut, die erste der Fabrik, die damit aufhörte, eine bloße Presserei zu sein.

Nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf die Sowjetunion 1941 bewarben sich Roever um die Erlaubnis, die ukrainische Ölfabrik in Kirowograd „betreuen“ zu dürfen. Tatsächlich wurde Roever die Patenschaft zugesprochen. Louis Roever Sohn Paul, ein SS-Führer, wurde daraufhin nach Kirowograd entsandt. Seine Betreuung wirkte sich so aus, daß zunächst alle dort lagernden Ölsaaten nach Wittenberge transportiert wurden und wenig später das Werk demontiert und nach Deutschland geschafft wurde. Wegen des starken Beschusses durch die amerikanische Armee mußte Ende April 1945 die Arbeit eingestellt werden. Die Arbeiter fanden sich nach und nach Mitte Mai wieder im Werk ein. Der damalige Besitzer Roever war in der ersten Zeit noch da, jedoch leitete er das Werk zusammen mit dem BGL-Vorsitzenden Hummer, unter der Aufsicht eines Beauftragten der Roten Armee. Ein solcher Beauftragter hielt sich im Werk mit entscheidenden Vollmachten solange auf, bis der Betrieb in der Lage war, selbständig die Produktion durchzuführen. Der BGL-Vorsitzende wurde von der deutschen Verwaltung der damaligen sowjetischen Besatzungszone als Treuhandverwalter eingesetzt.

In den ersten Monaten der Wiederaufnahme der Produktion waren die Arbeiter gezwungen, ohne Entlohnung zu arbeiten, da die Verwaltung völlig neu geregelt werden mußte. Den gesamten Lohn bekamen sie im Monat Juli nachgezahlt.

Am 7. Dezember 1949 ging der Betrieb in das Eigentum des Volkes über, der bisherige Treuhänder wurde von der Regierung der DDR zum Werkleiter ernannt.

Die Märkischen Ölwerke haben in den letzten zehn Jahren eine bedeutende Entwicklung genommen. Sie sind von einem Betrieb, der ständig mit Verlust arbeitete und unter der Mißwirtschaft eines Privatbesitzers zu leiden hatte, zu einem der rentabelsten Werke der Nahrungsmittelindustrie unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates geworden und sind in der Lage, jährlich bedeutende Summen der Regierung als Überschüsse zur Verfügung zu stellen. Für die Versorgung der Bevölkerung mit Speiseölen sind die Ölwerke mit der größte Lieferbetrieb, der vor allem die Margarinefabriken beliefert.

Die Zahl der Arbeitskräfte, die 1945 noch 150 betrug, hat sich inzwischen vervierfacht. Die Produktionsanlagen sind vergrößert worden — erst kürzlich wurde ein neuer Speicher in Betrieb genommen —, und mit Hilfe der Initiative der Betriebsangehörigen ist es gelungen, die Rentabilität und Produktivität erheblich zu steigern.

Wir sehen aus dem Beispiel der Entwicklung der Märkischen Ölwerke vom Privatbetrieb zum Volkseigenen Betrieb, daß nur in einem Staat, in dem die Arbeiter selbst regieren, ein solcher Weg möglich ist.

## Vom unheilverkündenden Drachen und was dahinter steckt

Es sind nun einige Jahrzehnte her. Damals war Jochen noch ein junger, kräftiger Bursche, der tagsüber bei einem Bauern schwere Arbeit für geringe Entlohnung leistete. Eines Sommerabends machte er sich nach einem Tag angestrenzter Arbeit mit seinem Freund Krischan auf den Weg ins Nachbardorf. Es war schwül, und vom Westen her schob sich eine Wolkenbank heran, aus der es schon seit längerer Zeit wetterleuchtete. Noch bevor die beiden Freunde ihr Ziel erreicht hatten, war das Gewitter heraufgezogen. Der Wind nahm sich auf, und die Blätter, die bisher leblos an den Zweigen gehangen hatten, begannen zu tuscheln. Vor dem blaugrauen Himmel nahm das Grün der Wiesen einen grell-giftigen Ton an. Die Abstände zwischen Blitz und Donner wurden von Mal zu Mal kürzer. Der Regen hielt noch zurück, wenn auch schon einige schwere Tropfen gefallen waren. Da, plötzlich zeigte Krischan auf eine Baumgruppe, die sich etwa zweihundert Meter entfernt an einem Erdwall hinzog, und sagte: „Süh, dor an de Eiken!“ Jochen blickte in die gewiesene Richtung, aber er konnte wirklich nichts entdecken. Krischan machte ein ganz verdutztes Gesicht und zeigte erneut in dieselbe Richtung. „Dor, de Droak, bi de Eiken!“ Beim besten Willen, Jochen sah keinen „Drachen“. Ängstlich und über Jochens fragendes Dreinschauen verwundert, meinte Krischan dann erregt, daß er gerade dort wieder den „feurigen Drachen“ erblickt habe — eine kleine Feuerkugel mit einem langen Schweif. Das sei der Drache, der Teufel selbst, der nichts Gutes bedeute und nur Unheil bringe. Leider konnte Jochen auch diesmal den angeblichen Drachen nicht entdecken, obwohl sein älterer Freund doch schon öfter davon berichtet hatte. Von Jochens Arbeitgeber, einem Bauern, der in seiner Landwirtschaft immer gute Erfolge gehabt hatte, erzählte man sich auch im geheimen: „Hei steit mit'n Düwel im Bund. De Droak flücht em in denn Schonsteen un bröcht em dat Glück.“ Anderen Bauern aber solle derselbe Drache Unglück und Schaden bringen.

Solche und ähnliche Geschichten über den „unheilbringenden Drachen“ werden wohl noch heute hier und dort an den langen Winterabenden in unseren Dörfern erzählt. Und interessierte und gespannte Zuhörer finden sich dafür auch heute noch. Aber die Welt bleibt nicht stehen. So ist mit der Einführung moderner Technik auf dem Lande, mit dem Anschluß unserer Dörfer an das elektrische Lichtnetz und nicht zuletzt mit der Verbesserung unseres ländlichen Schulwesens auch die geistige Entwicklung unserer Menschen auf dem Lande wesentlich gestiegen. Die Menschen trachten nach immer neuen Erkenntnissen, die die abergläubische Angst überwinden

lassen und den Drang zum Forschen besonders in unseren jungen Leuten hervorrufen.

Was hat es also wohl mit diesem „feurigen Drachen“ auf sich? Welche natürlichen Vorgänge mögen denn dahinterstecken? So fragen wir uns heute, um das Geheimnis zu lüften.

Tatsächlich liegen viele glaubwürdige und nüchterne Berichte über solche seltsamen Lichterscheinungen vor, die das Volk als „Drachen“ gedeutet hat und teilweise auch noch jetzt so deutet. Es handelt sich hierbei aber um selten vorkommende Phänomene, deren plötzliches Auftreten nicht irgendwie vorausbestimmt werden kann. Wissenschaftler haben schon viel Material über diese interessanten Naturerscheinungen und ihre vielfältigen Formen gesammelt. Ja, es ist auch schon vereinzelt gelungen, photographische Aufnahmen davon herzustellen. In Wahrheit handelt es sich bei den mysteriösen Drachen um sogenannte Kugelblitze, die zwar selten, aber unter ganz bestimmten elektrischen Bedingungen in unserer Atmosphäre hin und wieder auftreten. Vor den wechselhaften Lichterscheinungen und deren sehr unterschiedlichen Verhaltensweisen haben sich die einfachen Menschen geängstigt, und in ihrer Angst glaubten sie Drachen zu sehen, wo es sich um ein naturwissenschaftlich erklärbares Phänomen handelt. Laßt uns also durch nüchterne Beobachtungsweise und ohne jede abergläubische Voreingenommenheit die Natur immer besser kennenlernen und in ihre noch zahlreichen Geheimnisse eindringen. Dann bleibt auch in unseren Dörfern kein Platz mehr für abergläubische Furcht.

WALTER BREDTHAUER

### Studien zum Wandel der Sprache in der Prignitz

Irgendwie beginnt alle Kultur mit der Sprache. Sie fängt alles Sinnfällige ein: Witz, Humor, Bild, Gedanke, Stimmung, Ton, aber auch Rhythmus, Beseeltheit, Anmut und Tiefe. Sprache ist Spiegel unseres Menschseins, unseres Lebens und der uns umgebenden Natur. Seit ihrem Ursprung hat sie schon ein langes Leben hinter sich: Von der Sprache sinnlicher Ursprünglichkeit bis zur Sprache des reflektierenden Verstandes. Weit ist der Bogen vom Sinnlichen zum Gedanklichen, von der stammeseigenen Mundart bis zur stammesverbindenden Schriftsprache. Beide laufen seit der Bibelübersetzung Luthers nebeneinander, die Mundart stagnierend, die Schriftsprache sich mehrend in ihrem Sprachschatz. Bis in unsere Tage

bildet das Platt den lebendigen Untergrund der Sprache des dörflichen Alltags, aber die historische Bedeutung ist für immer gebrochen. In dem Grade, wie der Mensch zur Kulturform, zur künstlich geschaffenen Lebensform, übergeht, erstirbt in ihm die natürliche Ursprünglichkeit. Das ist der Grund, warum die Sprache durch leblose Reflexionen verflacht und in gedrehten Stilen geradezu erstirbt.

Die deutsche Sprache ist der edelste Besitz unserer Kultur. Auf ein unvorstellbares Alter geht sie zurück. Älter ist sie, als wir ihrer in Dokumenten habhaft werden. Wenig wissen wir um den Ursprung dieser Sprache. Aber wir wissen, daß sie sich entwickelte, seit Menschen die Wälder der nordischen Wildnis bevölkerten und zur Verständigung strebten.

Die germanischen Stämme verfügten über keine Schriftsprache. Aber die Staatengründungen, welche aus den Geschicken der Völkerwanderung hervorgingen, machten diese unentbehrlich. Deshalb bediente man sich der lateinischen Sprache. Der geistliche Stand und die Klöster (Prämonstratenser Havelberg 1144, Zisterzienser in Marienfließ 1230 und Heiligengrabe 1243) erhoben die lateinische Sprache zu ihrer Amtssprache. Je mehr in den Tagen Gregors VII. das Kirchliche mit dem Staatlichen verwuchs, um so mehr gewann die lateinische Sprache an Raum. Das Bistum Havelberg besaß, wie die weltlichen Mächte, feudalen Grundbesitz größten Ausmaßes. Damit hatte die katholische Geistlichkeit Verwaltung, Gericht und literarisches Leben in ihrer Hand. Gelehrte Laienbildung war eine Auszeichnung vornehmster höfischer Kreise. Deshalb ließ der Klerus der Kathedrale Havelberg die ritterlichen Lehnurkunden in den „Kopialbüchern“, Rechtssprüche und Weisungen in lateinischer Sprache verfassen:

- 983 Havelberg Destructa ibidem episcopalis cathedra  
(Die dortige bischöfliche Kathedrale wurde zerstört)
- 1066 Lenzen in urbe Leontio, que alio nomine Lenzin dicitur
- 1179 Havelberg in katedrali sede edeficandi civitatem  
(Erlaubnis zur Ortsanlage auf dem Domberg durch Kaiser Friedrich)
- 1300 Der Havelberger Klerus fordert von seinen Geistlichen:  
bene legere, bene construere et bene cantare et congrue  
loqui latinis verbis (Gut lesen, konstruieren, singen und  
angemessen lateinisch sprechen)
- 1343 Bäk duos mansos in villa Beke *mansus = Hüfe, Stück Land*

1347 bis 1350, als die Perleberger Zünfte und Gilden neben denen der Schwesterstädte Stendal, Pritzwalk, Wittstock und Kyritz in ihre Blütezeit traten, drängte der Lebensboden der Stammessprache mit Macht wieder zum Licht. 1340 hatte schon das Stendaler Zunftregiment gegen das kirchliche Schulwesen opponiert. Nun forderte das Platt sein Recht:

1371 „Wy herren to Potlest hebben empfangen to lene dat dorp  
to wendischen Panchow mit all siner tobehöringhe“

Die Zeiten änderten sich. Schneller rollte das Geld aus einer Hand in die andere. Auf allen Straßen wo die Heere gezogen kamen, brachten sie einen großen Kramverkehr mit sich. Das Geld verdrängte den Tauschhandel. In den Städten machte sich seine Anhäufung bemerkbar. Eine neue Volkskraft war aufgestanden gegen die lateinisch-geistliche Gelehrtenbildung. Die bürgerliche Gemeinschaft in den Mauern der Stadt war stärker geworden als der Ritter auf seiner Burg. Schulen, Apotheken, Bauhütten, Druckereien, Zunft- und Rathäuser zeugten von der Kraft städtischen Eigenlebens. Der Bürgerschaft kam nunmehr die Bildung zu. Früher war die Kirche der Platz mittelalterlicher Passionsspiele gewesen. Nun schlug man die Bühne im Freien auf. Bürgerliches Behagen an komischen Figuren und herzlichem Lachen machte den Teufel zum Intriganten der Volksbühne, die an Aufschneidereien, derben Späßen, Mißverständnissen und Scheltworten manches hergeben mußte. Perleberg aber war seit der Mitte des 14. Jahrhunderts zur Sprachstadt geworden.

Aus der Kraft bürgerlichen Wirklichkeitssinnes wurde die kirchliche Dogmatik überwunden. In Dürer, Hutten, Sachs offenbart sich der Durchbruch dieses Urwüchsigen und Neuen. Wieder füllt sich die Sprache mit reichen, klangvollen Vokalen, wie es in den Zeiten Hildebrands war:

„ik wallota sumaro enti wintro  
sehstic ur lante“ (Ich wanderte Sommer und Winter sechzig außer  
Landes — aufgezeichnet um 800)

Mit welcher Wucht sind die Worte gesetzt, als sei es die Sprache des Lebens selbst. Wie unmittelbar wird es noch in der Zahl von Sommern und Wintern empfunden. Eine unerreichbare Dynamik erfüllt das gesprochene Wort. Jetzt hören wir ihren Nachklang:

1444 „Wy heyne winteruelt unde frederic clytzingh bekennen, dat ik met mynen medehulpern met zulf rechte grepen enen burger von perleberge gihiten hans hwtenberg umme den willen, dat he druch ladebriwe to dalemyn, den wy naket ut toghen, ene ghefelden met dorwen stricken unde nymen em syne kleder unde was he vurder meer hadde.“

Voll und warm flutet das Leben durch diese Sprache. Das sinnfällige Bild steht ihr näher als das fixierte Wort. Hier hört das Ohr, wo heute das Auge an schwarzen Buchstaben hängt.

1448 „deme Veremanne (Fährmann Bälów) des Jares islik (Jeder) uth deme Huse gewen schulen 4 stendalische Pennige“

Wie schön klingt dieser Hausspruch Perlebergs 1500:

„True det is en setzen Gast,  
wer den het, de helt em fast“

Der Mensch spricht mit seiner starken Persönlichkeit die Dinge an:

„Anno domini 1522. Maria ik hete,  
de von bluten hebben mi laten geheten“

(Glockeninschrift Blüten)

Die Entwicklung der Städte, ihres Geschäfts- und Wirtschaftslebens machte die Forderung nach einer einheitlichen Schriftsprache immer dringlicher. Wenn auch nicht ihr Schöpfer, so wurde doch Luther durch den Gebrauch der sächsischen Kanzleisprache und durch seine Bibelübersetzung ihr Meister. Er leistete den entscheidendsten Beitrag zur Entwicklung der neu-hochdeutschen Schriftsprache. Was er im Glauben trennte, einte er in der Sprache. Damit beginnt etwa 1550 die endgültige Trennung zwischen Mund- und Schriftsprache, wie ihr Weg zu Begriff und Reflexion. Der Sprachschatz wird reicher, die Redewendung geschmeidiger, der Inhalt formaler. Es beginnt die Amtssprache:

„Ich schwöre, daß ich aus gutem Teutschem Geblüte stamme, guten ehrlichen Herkommens sey und daß ich in Gülden für tüchtig mag aufgenommen und nicht verworfen werden, als mir Gott hilfe und sein heiliges Wort.“

(Aufnahmeeid der Tuchmachergilde Pritzwalk 1569).

Der dreißigjährige Krieg brachte einen Tiefstand in der Kultur, in der Sprache und Verrohung der Sitten, wie ihn das Land nie erlebt hatte. Von den höfischen Kreisen her weht eine entfremdende Dissonanz:

Brief 1650: „Monsieur! Hochgeehrter Herr Patron!

Seine hohe Merirten, wodurch er a l'extreme mich vorobligiret causieren mich, denselben mit diesen Zeilen zu servieren. Mein Devoir hätte umlängst eine Adresse gegeben, solches zu affektuiieren, aber aus Manquement einer Occasion . . . Übrigens bitte sich in particulieren zu assecurieren, daß ich sterbe

Sein fidel Diener, Knecht und Esclave  
a jamais

M. v. Hasshausen.“

Ja, ja, „ein Teutscher ist gelehrt, wenn er solch Teutsch versteht“. Nur in den Winkeln der Landschaft bewahrt die Sprache ihr inwendiges Leben: „Ao 1648 den 15. Febr. ward die Spitz vom Turm durch Werhöl (Weststurm) abgeworffen uf die Kirche. Ao 1651 aber wider gerichtet: auch

Thurm und Kirche ausgebawet.“ (Sückow). Wie seicht und hohl wird dagegen die höfliche Sprache. Heuchlerisch ist die konventionelle Schmeichelehaftigkeit. Voll Schwulst und gezierten Redeweisen traben die gelehrten Ausdrücke dahin. Und das Schönste ist der barocke Schnörkel, in welcher sich die Feder gefällt. Die Kraft des Ursprungs verebbt, und der Gedanke wird wichtiger als das Bild. Das eben war ihre Tragik in dieser Zeit:

„Hochehrwürdiger, hochgeehrtester Superintendent!

Euer Hochehrwürden werden es mir gütigst verzeihen, wenn ich mich erdreiste, ihnen schriftlich beschwerlich zu werden . . . Zeit-  
lebens wird es mit dem größten Danke erkennen, der sich die Ehre  
gibt zu unterzeichnen als Euer Hochehrwürden ganz gehorsamster

Friedrich Nehlsen

Küster zu Gr. Berge. (1828)

Aber trotz allem ließ sich der Volksmund Humor, Witz und komische  
Derbheit nicht aus dem Herzen reißen. Um die gleiche Zeit macht er seinen  
Unmut in treffenden Reimen Luft:

„Wenn Bommerten un Bohmsen  
de Düwel wull holen,  
denn bruken de Berger  
keen Stürn to betolen.“

Bommert war 1817 Rittmeister und Patron auf Karwe, Bohms Dorfschulze  
zu Gr. Berge.

Wie das Schicksal es wollte, trat das gemütsinnige Platt hinter der stärkeren  
Schwester der Schriftsprache bescheiden zurück. Die Sprache entwickelt  
durch das Aufkommen der Zeitung einen eigenartigen Stil gedanklicher  
Reflexion:

Gr. Berge 1859: „Sogar die schönen Künste gehen bei dem Bauern  
betteln! In Gr. Berge hat im August 14 Tage lang eine Puppen-  
spielerbande die kunstliebende Einwohnerschaft ergötzt, und in an-  
deren Dörfern bringen Tanzlehrer den Fräulein Töchtern der Herren  
Kossäten die neuesten Pas bei. Welch civilisierte Generation hat die  
Zukunft zu erwarten!“

Was würde der Schreiber zu unserem heutigen Grundsatz sagen: „Die  
Kunst gehört dem Volke!“ Sie ist aus ihm als dem Lebensboden hervor-  
gegangen und kehrt zu ihm zurück. Nur Hermann Graebke besann sich  
auf den Klangwert der Mundsprache und formte mit ihrer Hilfe das Antlitz  
des Prignitzers in „Twee Pirower“ (siehe Heft 1, 1955).

Das ist das Schicksal der Sprache. 800 bis 1350 regierte das Lateinische, das  
als Amtssprache bindend war, 1350 bis 1550 war es das Platt, und nach  
1550 gewann Luthers Schriftsprache die Oberhand.

Wie groß ist in unseren Tagen der Kampf um die Echtheit der Sprache, um den Stil des Reinen, Edlen, Unverlierbaren, nach dem das Menschenherz begehrt. Die Sprache lebt aus der Kraft des Bildes, aus der Urkraft des Volkes, und woher sie kommt, dahin will sie zurück.

Sprache ist der Spiegel des Volkes, seines Innenlebens, seiner Schicksalskämpfe, seines Wollen und Könnens. Darum ist die Sprache des Volkes heiligster Hort. Die höchste Kraft sollte ihr gelten, sie zu einer echten und wahrhaftigen Sprache zu machen, zu einer Sprache des Lebens, plastisch, schön und tief. Das hieße, der Sprache ihre hohe Würde wiederzugeben, den Menschen zu erziehen durch ihre Wahrhaftigkeit, durch die Frische und Reinheit von Herz und Sinnen.

P. CYRYS

### *50 Jahre Fachschule für Landwirtschaft in Perleberg*

Harte und erbitterte Kämpfe mußten geführt werden. Der unermüdliche und zähe Wille, dem Kreis eine eigene Schule zu schaffen — der Kreis Westprignitz galt in der Provinz Brandenburg schon damals als bestes Zuchtgebiet — sicherte den Erfolg.

Am 1. November 1906 wurde in den Mauern der Stadt Perleberg die Landwirtschaftliche Winterschule gegründet. Das erste Schuljahr wurde in dem heutigen Hause Kirchplatz 7 mit sieben Schülern und einer hauptamtlichen Lehrkraft eröffnet. Vielleicht sind dem einen oder anderen ehemaligen Schüler noch die Namen bekannt. Wir werden sie zur Erinnerung auführen.

Als Direktor wurde Herr O. von Tobold aus Hofgeismar durch die Landwirtschaftskammer Berlin nach Perleberg beordert. Hilfslehrkräfte halfen die gestellten großen Aufgaben erfüllen.

Es waren tätig: Schlachthofdirektor Brade, Rechtsanwalt Busch, Pastor Stöwesand, Lehrer: Breitzkreutz, Leppin, Klette, Breddin, Herr Grunick und später noch andere Hilfskräfte.

Schüler waren im ersten Semester: Wilh. Dahse, Schönfeld; Fritz Gelenk, Sükow; Albert Kersten, Hülsebeck; E. Lüdemann, Spiegelhagen; Rudolf Schulz, Wittenberge; Otto Staak, Kleinow; August Thiede, Sükow.

Die Schülerzahl wuchs zusehends. Schon im Schuljahr 1907/08 wurden die bisher zur Verfügung gestellten Klassenräume zu klein. Der erste Umzug



*In diesem Hause — Kirchplatz 7 —  
begann 1906 die landwirtschaftliche Winterschule  
ihre Tätigkeit*

mußte nach dem heutigen Museum, Mönchort 7, getätigt werden. Bald wurden auch weitere hauptamtliche Lehrkräfte eingestellt. Außerdem war mit der Stadt Perleberg ein Patenschaftsvertrag abgeschlossen, das diese, gegen Bezahlung allerdings, pro Stunde 2, —Mark, Hilfslehrkräfte für den Unterricht stellten.

Die Zusammenarbeit des Kreises und der Stadt mit der in ihren Mauern wohnenden Landwirtschaftlichen Winterschule war gut. Der erste Weltkrieg brachte auch für die Schule einen starken Rückgang, Lehrkräfte sowie

Schüler waren eingezogen, und so war die Stärke von 60 Schülern jährlich auf acht Direktschüler zusammengeschmolzen.

Der Weg der Schule war sehr bewegt. 1929 wurde eine Gärtnerfachklasse mit 20 Lehrlingen angegliedert.

Und wieder entbrannte in den Stadtverordnetenversammlungen der harte Kampf um ein eigenes Schulhaus. Selbst die Städte Lenzen, Havelberg und Wittenberge schalteten sich ein, um die Landwirtschaftsschule in ihre Mauern zu bekommen. Nach allem Hin und Her sahen sich aber die Stadtväter Perleberg gezwungen, der Landwirtschaftsschule ein eigenes Gebäude zu geben. Hierfür wurde die ehemalige Löwenbrauerei, jetzt Franz-Grunick-Straße 3, gewählt. Das Haus wurde den damaligen Zeiten entsprechend mit allem Komfort für die Ausbildung der männlichen und auch der weiblichen Jugend ausgebaut. Am 1. Dezember 1930 wurde das Schulgebäude feierlichst übergeben.

Die unermüdlige und gute Tätigkeit der Mitarbeiter der Schule im Kreis ließ es nie an Schüler und Schülerinnen fehlen. Ja, die Anmeldungen mußten sehr rechtzeitig vorgenommen werden, da sonst nicht mit der Aufnahme in die Winterschule zu rechnen war.

Das Ende des zweiten und furchtbarsten Weltkrieges 1939/45 ließ die gesamte Ausbildung unserer Landjugend für eine kurze Zeit ruhen. Die Gebäude selbst konnten von der Schule nicht wieder benutzt werden. Trotzdem erwachte aus den Ruinen neues Leben.

1946 wurde im November wieder mit der Fortbildung unserer Landjugend begonnen. Zunächst im kleinen Maßstab. In dem Haus Lanzer Chaussee 18 fanden sich wieder lernwillige Mädchen und Jungen ein. Mit dem Jahre 1950 wurde die Landwirtschaftsschule und Wirtschaftsberatungsstelle zu einer Fachschule für Landwirtschaft umgebildet, die das Abschlußziel hat, „Staatlich geprüfte Landwirte“ nach dreijährigem Schulbesuch zu entlassen. Gleichzeitig wurde ein Internat angegliedert. 1952 wurde hierzu in Erweiterung das Grundstück „Villa Tannenhof“, Quitzower Straße 33, gekauft und als Internatshaus ausgebaut. Heute besuchen jährlich mehr als hundert junge Landarbeiterkinder die Anstalt und lernen mit Eifer und großer Lust für sich und zum Nutzen unserer Deutschen Demokratischen Republik. Lehrgänge für Fernstudium und Abendfachschulstudium sind außerdem eingerichtet.

Die Leitsprüche der 1906 eingerichteten Landwirtschaftlichen Winterschule bewahrheiten sich auch in unserer Zeit:

„Nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir!“

„Wissen ist Reichtum, Wissen ist Macht!“

Wir wollen hoffen und wünschen, daß recht viel begabte und lernwillige Jungen und Mädchen die Ausbildung, die ihnen unser Arbeiter-und-Bauern-Staat für die ländlichen Berufe gibt, ausnutzen, zu ihrem eigenen und des Vaterlandes Nutzen.

*Eine Wanderung durch die Silge nach Kuhwinkel*

Es war ein schöner, warmer und sonniger Tag Anfang des Monats Mai. Mein Weg führte von Cumlosen über den Schwartauer Berg, an Alt-Cumlosen vorbei, streifte die sogenannte „Lönsecke“ und kam dann in die Silge hinein. Die Lönsecke ist ein allerliebstes Wäldchen, umgeben von einer kleinen Wiesenfläche und einem Ackerstreifen. Hier konnte ich vor einem Monat die herrlichen Paarungsspiele des Mäusebussards bewundern. In dieser Jahreszeit bedeutet dieses Spiel für das Kiefernwäldchen die höchste Zierde. Es ist ein Hochgenuß, an einem prächtigen Frühlingstag am blauen Himmel zu sehen, wie sich das Bussardpärchen höher und höher schraubt. Wie es wundervolle Kreise zieht und dabei den hellen Katzenlaut ausstößt. Wie es dann plötzlich die Schwinger anlegt und mit unglaublicher Geschwindigkeit in den Wald stürzt.

In der Silge standen vor nicht allzu langer Zeit noch einige Gebäude. Eins bewohnte ein Waldhüter, der die Aufgabe hatte, für den Grafen auf Gadow den Wald und das Wild zu hegen und zu pflegen. Als er einmal mit einem stattlichen Hirsch nach Wittenberge zog, der ihm versehentlich vor die Büchse kam, wurde er erwischt und mußte das Feld räumen. So nach und nach verschwanden die Häuser. Nur Mauerreste und einiges vom Garten erinnern heute noch an das Vorhandensein.

Schon vor vier-, fünftausend Jahren war Leben in der Silge. Nicht nur Wild, sondern auch Menschen lebten dort. Ein kostbarer Fund zeugt davon: eine Lanzenspitze von einzigartiger Schönheit wurde hier vor einigen Jahren gefunden und wird heute den Besuchern in unserer Cumloener Heimatstube gezeigt.

Doch ich möchte in der Silge nicht länger verweilen, denn mein Ziel ist Kuhwinkel, die historische Stätte. Mit Lerchenjubiläum zog ich durch die Koppeln. Auf den Wiesen begann es, mit dem Scharbockskraut, der Sumpfdotterblume und dem Wiesenschaumkraut bunt zu werden. Hecken aus Weißdorn, Schneeball, Schlehdorn und Holunder umsäumten den Weg, dazwischen lockte mit Duft und Farbe die Salweide im Schmucke ihrer gelben Kätzchen die Bienen herbei. Inzwischen hatte ich die silbernen Edeltannen erreicht, die Forst begann, der sogenannte „Wulfsberg“ lag vor mir. Unter dem Laubholze hatte es das Buschwindröschen eilig, mit dem Blüten fertig zu werden, bevor die Baumkronen grün werden. Die Anemone, ein weißer und außen rötlich-violetter Blumenstern, war weit sichtbar und lockte die Insekten an, die sich mit dem Blütenstaube begnügten, denn Nektar bietet diese Pflanze nicht. Aus dem Walde hörte ich lautes



Foto: Willi Westermann

*Forsthaus Kuhwinkel*

Klopfen, der Buntspecht war es. Dicht am Wege auf dem Zweig einer Buche sang der Buchfink sein helles klares Liedchen, während sein Weibchen in der Astgabel einer Jungeiche das kunstvolle Nest unter Verwendung schmiegsamen Materials fertigstellte. Wir finden in der Vogelwelt geschickte „Handwerker“ im Nestbau. Da gibt es den Weber, den Korbflechter, den Schneider, den Maurer und den Filzmacher. Vorbei an Waldgräben, durch Buchen-, Kiefern-, Erlen-, Birkenwälder, vorbei an ergrünenden Lärchen kam ich dem Ziele näher. Der Grünspecht ließ sein helles Lachen ertönen. Die Mönchsgrasmücke sang ihr Liedchen, der Tauber rief im Fichtenwäldchen, die Goldammer sang ihren Schlußvers nicht ganz so müde und temperamentlos wie sonst. Ich betrat ein kleines Fichtenwäldchen und fand dort die Rupfstelle eines Sperbers. Nur die großen Schwanz- und Flügelfedern waren noch vorhanden, die kleineren waren nirgends zu finden. Die Federn waren nicht ganz aus dem Fleisch gezogen, sondern wie mit der Schere abgeschnitten. Ein Fuchs, Marder oder Iltis muß hier der Täter gewesen sein. Nur noch eine kurze Strecke, und ich verließ den Wald und erreichte die Platen'sche Wiese. Als freudigen Gruß nahm ich das unermüdliche schallende „Zilpzalp“ des Weidenlaubsängers

und den hellen fröhlichen Schlag des Zaunkönigs mit, der mit aufrechtem Schwanz vor mir saß und munter knickste.

Ich war von diesem Weg so beeindruckt und er war so unterhaltsam, daß ich überrascht war, als plötzlich Kuhwinkel vor mir lag. Durch mehrere Generationen wohnten hier die Erbförster Moldenhauer. Aus einem alten Buch konnte ich erfahren, daß vorher die Familie von Platen diesen Besitz verwaltete. Die Familie war ein in der Prignitz altbegütertes Geschlecht, welches im Jahre 1648 noch folgende Güter in der Prignitz besaß: Rosenhagen mit dem Dorfe Lübzow, Meesendorf, Motterich, Damertin, Bantkow, Mechow, Borck, Wohtigke, Quitzow, Dergenthin, Suckow, Bentwisch, Groß Linde und Schönfelde, außerdem noch Below. Im Jahre 1850 teilte sich die Familie in vier Linien. Es gehörte Kuhwinkel dem Friedrich Wilhelm von Platen. Kuhwinkel hatte damals eine Größe von 2491 Morgen und 87 Quadratruten. Nach dem Aussterben der Platen'schen Familie kam das Gut zu Gadow und rundete diesen urwüchsigen, gewaltigen Waldbezirk ab.

Von dem alten Gebäudekomplex des einstigen Gutshofes ist heute nicht mehr viel vorhanden. Lediglich ein großes zweistöckiges Fachwerkhaus mit Eichengebälk erinnert an die einstige Pracht eines alten „Herrenhauses“. Es liegt fast unbewohnt und im verfallenen Zustand da, in verwilderter Parkanlage und im umschließenden dichten Wald. Viele der mächtigen Stämme sind zwar der Axt zum Opfer gefallen, aber noch manche stattlichen Vertreter heimischer Waldbäume erfreuen unser Auge. Die alte Burganlage ist gut erkennbar. Eine viereckige Wasserwehr mit großem Teich umschließt sie. Um 1880 waren die Burggebäude auf der „Insel“ zum größten Teil noch da, wie das Meßtischblatt von damals ausweist, heute sind nur noch Reste der Fundamente erkennbar.

Noch manches Interessante bietet die Gegend um Kuhwinkel dem Wanderer und Heimatfreund. Da ist „Bertkaus Torm“, eine mächtige Kiefer am Bentwischer Weg. Sie ist benannt nach dem Förster Bertkau, der im Jahre 1834 auf dem idyllischen Waldfriedhof beigesetzt wurde, wo noch heute sein Grabstein zu sehen ist. Da ist auch das alte Platen'sche Erbbegräbnis, das man über einen kurzen Wiesenweg erreicht. Es bietet keinen erfreulichen Anblick, da beutelüsterne Menschen die Gewölbe aufbrachen und das ganze ungepflegt und im Verfall ist.

Dem Naturfreund aber schenkt dieses Fleckchen Erde unserer Prignitzer Heimat manches Schöne. Es ist voll Leben, und doch ist es im weiten Laubwaldgebiet und an den Wiesenrändern voll Stille und Einsamkeit. In diese Stille, fernab von Siedlungen und menschlichem Getriebe, zogen auch die Imker, um hier in der Idylle eines lauschigen Waldwinkels ihre isolierte Deck- und Königinnenstation einzurichten.

Das Heft enthält:

	Seite
Hans Koch: Vom Stierkampf in der Prignitz	197
Walter Maiwald: Der VEB Zellstoff- und Zellwollewerke Wittenberge ein wichtiger Faktor in der Erzeugung von Zellstoff und Zellwolle	198
Alice Uecker: Zusammenfluß von Jeetze und Rose bei Bollbrück (Foto)	203
Heinz Müller: Die Bedeutung des Verkehrs für die Entwicklung der Stadt Wittenberge	203
Alfred Klaar: Erinnerungen aus der Zeit der Gaslaternen und Petroleumlampen	210
Werner Schlicht und Werner Krüger: Die Geschichte der Märkischen Ölwerke	212
Heinz Muchow: Vom unheilverkündenden Drachen und was dahinter steckt	217
Walter Bredthauer: Studien zum Wandel der Sprache in der Prignitz	218
Paula Cyrus: 50 Jahre Fachschule für Landwirtschaft in Perleberg	223
Willi Westermann: Eine Wanderung durch die Silge nach Kuhwinkel	226

Redaktion „Unsere Heimat“: Perleberg, Parchimer Straße 9, Telefon 352

Konto: Kreissparkasse Perleberg 1900

Redaktionskommission:

Albert Hoppe, Otto Klingner, Irmgard Jaene, Katharina Wahnig, Hans Seiler,  
H. J. Konrad

Gestaltung und Entwurf der Titelseite: Hans Seiler

Titelbild: Im Perleberger Park . Foto: Dr. Ulrich Schröder

2. Umschlagseite: Am Gnevsdorfer Vorfluter . Aquarell von Prof. Otto Bertl  
Juliheft 1956 . Preis 0,50 DM

Herausgegeben im Rahmen des Nationalen Aufbauwerks vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands, Kreisleitung Perleberg, und vom Rat des Kreises Perleberg, Abteilung Kultur

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet

Satz und Druck: Volksdruckerei Ludwigslust II-10-7 Df 541-56 - 5540

